

## Über das Buch

Mit einer schlichten Feier in der Waisenhauskirche wurde die Schule für Sozialarbeit Basel am 20. Oktober 1971 eröffnet. Dieses Datum vermag jedoch nur vordergründig den Auftakt der Sozialarbeitsausbildung in Basel zu bestimmen, denn damit übersieht der historisch Interessierte den toten Winkel, der von dieser zeitlichen Markierung ausgeht. Gräbt man tiefer, so wird sichtbar, was sich zunächst hinter der Eröffnungsfeier verbirgt: Knapp eine Dekade dauerte das Bestreben an, auch in Basel eine Ausbildungsstätte zu gründen. In dieser beachtlichen Zeitspanne von 1962 bis 1971 wurden konzeptionelle Entscheide getroffen, Lehrpläne entwickelt, Gutachten eingeholt und ein Netzwerk mit strategisch wichtigen Personen etabliert. Der 20. Oktober 1971 ist vielmehr das Resultat eines aufwändigen Entwicklungsprozesses und markiert das Ende einer mehrjährigen Initialphase. So gesehen ist der Auftakt weit vor der offiziellen Schuleröffnung zu verorten, denn in diesen Jahren entstand das Profil der Ausbildung. Es bildete sich eine diskursive Formation aus, die den künftigen Sozialarbeiter sichtbar werden liess und damit auch seine praktische Modellierung ab 1971 vorstrukturierte. Mit dieser *Einordnung der Zukunft* beschäftigt sich dieses Buch, mit den „Fabrikationsfolien“ also, die sich mit dem ersten Tageskurs der Schule für Sozialarbeit Basel zu einem Ausbildungsdispositiv verdichteten und dessen Effekt nichts Geringeres als die angehende neue sozialarbeiterische Fachkraft sein sollte.

## Über den Autor

Esteban Piñeiro ist Soziologe, Sozialarbeiter und Dozent an der Hochschule für Soziale Arbeit der Fachhochschule Nordwestschweiz FHNW.

Esteban Piñeiro

# **Die Einordnung der Zukunft**

Zur Gründung der Schule für Sozialarbeit Basel  
(1962-1971)

Mit einem Vorwort von Ueli Mäder

edition gesowip  
Basel 2009

## **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar

### **Reihe Soziales**

Die "Reihe Soziales" veröffentlicht vorwiegend studentische Abschluss- und andere Arbeiten aus der Sozialen Arbeit und den Gesellschaftswissenschaften, die für soziale Institutionen und eine breitere Öffentlichkeit interessant sind. Die einzelnen Beiträge dokumentieren die Meinung der Autoren. Die Herausgeber arbeiten am Institut für Sozialplanung und Stadtentwicklung der Fachhochschule Nordwestschweiz (FHNW).

Prof. Dr. Matthias Drilling

Hochschule für Soziale Arbeit (FHNW)

Prof. Dr. Ueli Mäder

Institut für Soziologie der Universität Basel (und FHNW)

### **Originalausgabe**

Alle Rechte vorbehalten

© 2009 by edition gesowip, Basel/Switzerland

Herstellung: SDL, Berlin

Printed in Germany

ISBN 978-3-906129-44-0

# Inhalt

Abkürzungsverzeichnis	6
Vorwort: Vergangenheit als Zukunft	7
1 Einleitung	18
2 Geschichtstheoretische Zugänge und methodisches Vorgehen	32
3 Initiationen	45
3.1 Institut für Sozialpädagogik und Sozialfürsorge (IFSS)	45
3.2 Konzeptionelles Profil der Schule für Sozialarbeit	50
3.3 Erster dreijähriger Ausbildungskurs des IFSS (1963-1966)	66
3.4 „Basler Abendschule für soziale Arbeit“: die Konkurrenz	70
3.5 Bedarfsanalysen	73
3.6 Netzwerke des IFSS	87
4 Neuordnung des Wissens und Könnens: der Lehrplan von 1965	96
4.1 Entwicklung und Lehrplanprofil	96
4.2 Allgemeine Bestimmungen im Lehrplan	100
4.3 Ausbildungsprogramm	104
4.4 Gutachten und Stellungnahmen zum Lehrplan	117
4.5 Die „Fabrikationsfolien“ der qualifizierten Sozialarbeiterin: Effekte und Funktionen	123
5 Subventionsverhandlungen und weitere finanzielle Unterstützungen	133
5.1 Subventionsverhandlungen mit dem Kanton Basel-Stadt	134
5.2 Subventionsverhandlungen mit dem Kanton Basel-Landschaft und Landratsentscheid	146
5.3 Unterstützung der GGG und weiterer Firmen	148
6 Eröffnung der Schule für Sozialarbeit Basel	150
7 Forschungsdesiderate	154
8 Literatur- und Quellenverzeichnis	160

## Abkürzungsverzeichnis

ED	Erziehungsdepartement
GGG	Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige, Basel
IFSS	Institut für Sozialpädagogik und Sozialfürsorge
RR	Regierungsrat
SASSA	Schweizerische Arbeitsgemeinschaft der Schulen für Soziale Arbeit
SSA Basel	Schule für Sozialarbeit Basel
VB	Vormundschaftsbehörde

## Vorwort: Vergangenheit als Zukunft

Von Ueli Mäder

Soziale Arbeit ist eine Profession und Disziplin mit Tradition. Sie entstand aus der Not und verknüpft ihre Praxis mit fundierter Theorie. Sozial Arbeitende beraten Verschuldete und reflektieren den sozialen Wandel. Sie verfügen über ein gutes Rüstzeug. Eine Ausbildungsstätte ist die Hochschule für Soziale Arbeit der Fachhochschule Nordwestschweiz. Was Dozierende forschen und unterrichten hat eine lange Vorgeschichte, inhaltlich und institutionell. Ältere erinnern sich an permanente Debatten über strukturelle Gewalt und systemisches Denken. Jüngere leben mehr in der Gegenwart, die sich aber nicht aus sich selber erklären lässt. Sie hängt, wie die Zukunft, stark von der Vergangenheit ab. Dass diese nicht vergangen ist, dokumentiert auch der anhaltend hohe Stellenwert organisatorischer Fragen.

Esteban Piñeiro wagt eine „Einordnung der Zukunft“. Er bezieht sich dabei auf Vergangenes, das nicht tot ist, sondern weiter lebt. Er rekonstruiert, wie die Basler Schule für Sozialarbeit entstand, an der er einst selbst studierte und heute forscht und doziert. Piñeiro begab sich wochenlang ins Kellergeschoss der Hochschule für Soziale Arbeit, durchforstete das Archiv, analysierte Dokumente, validierte seine Wahrnehmung kommunikativ in vielen Gesprächen und erhellt nun mit seinem Buch, was bislang im Verborgenen lag. Die Lektüre ermöglicht uns, am sorgfältig aufbereiteten Geschehen teilzuhaben, das, passé und gegenwärtig, in die Zukunft wirkt. Aber wie? Nicht irgendwie! Die Prozesse verlaufen weder beliebig, noch systematisch nach Plan. Ihre Dynamik lässt sich permanent dekonstruieren und vordergründig erklären. Wenn wir darüber hinaus versuchen,

sie auch ein wenig zu verstehen, hilft das, die Gegenwart und Zukunft möglichst konstruktiv zu gestalten.

Esteban Piñeiro vermittelt uns einen überaus interessanten Einblick in die Geschichte der Hochschule für Soziale Arbeit. Er skizziert ein Bild, das neue Bilder entstehen lässt und dazu anregt, eigene Sichtweisen zu entwickeln. Wohl wissend, dass unsere Wahrnehmung eine Wahrnehmung in Bezug auf andere Wahrnehmungen ist. Eine Wahrheit unter anderen Wahrheiten. Wir (re-)konstruieren soziale Realitäten und nähern uns diesen weiter an. Das ist interessant und relevant. Auch ambitiös. Etwa als kollektiv kommunikativer Akt. So können wir gemeinsam weiter analysieren, was die von Esteban Piñeiro aufgearbeiteten Dokumente dokumentieren. Dass der Quellenwert von Aufzeichnungen umstritten ist, spricht keineswegs gegen den Versuch, die aufbereiteten Materialien vorsichtig zu interpretieren.

Protokolle und Erinnerungen können trügen. Sie sind jedoch zunächst einmal als wichtige Quellen wahrzunehmen und, so weit möglich, kritisch zu prüfen. Dabei ist zu berücksichtigen, wie sich die Erinnerung an ein Geschehen verändert, wenn wir daran denken. Gefühle, die durch die jeweiligen Kontexte entstehen, prägen die Darstellung. Assoziationen, die während Gesprächen aufblitzen, lassen die Wiedergabe der Erinnerung manchmal wie eine Montage erscheinen. Auch Medien, öffentliche Diskussionen, Normen und Werte beeinflussen das Denken - wie soziale Milieus, in denen sich wohl alle Involvierten bewegen. Wenn wir also das gesellschaftliche Umfeld einbeziehen, das (Vorgänge der) Erinnerungen beeinflusst, können wir besser nachvollziehen, was einzelne Menschen erlebten und was ihre Lebenswelten, Netzwerke, Handlungsräume, Strategien und Deutungsmuster prägte.

Erinnerungen formen sich auch im Gespräch. Subjektive Deutungen entsprechen nicht unbedingt den sozialen Wirklichkeiten. Sie vermitteln die Sicht von Zeitzeugen, die ihre Wahrheit erzählen. Diese Deutungen sind sozial konstruierte Wirklichkeiten und Umstände. Ihr Selbstverständnis verändert sich im Laufe der Zeit. Neue Erfahrungen lassen alte in verändertem Licht erscheinen. Dokumente von Zeitzeugen vermitteln, wie sie Erlebtes in eine verständliche Ordnung brachten und mit lebensweltlichen Kontexten vereinbarten. Wenn wir dem subjektiv gemeinten Sinn ein wenig auf die Spur kommen, öffnen sich Welten. In den Aufzeichnungen und Protokollen manifestiert sich im Schulgeschichtlichen viel von dem, was auch gesellschaftlich relevant war und ist.

Aufdecken, was war. Das interessiert. Wie kamen sozial Tätige dazu, so zu handeln, wie sie handelten. Banal, radikal. Wer war beteiligt - und wer noch: direkt, indirekt, willentlich oder einfach so? Was motivierte wen dazu, etwas zu tun oder zu unterlassen - und warum? Oder in Anlehnung an Jean-Paul Sartre: Was machten sozial Tätige aus dem, was die Gesellschaft aus ihnen gemacht hatte? So lautet eine zentrale Frage der Existenzphilosophie. Sie stellt sich auch heute - mit Blick auf das, was im Archiv schlummert. Die vergangenen Geschichten kommen mitten aus dem Schulalltag und Leben. Sie berühren und betreffen uns. Wir wirken als Zuschauende mit und schauen nicht bloss zu. Wir sind selbst direkt involviert, wenn uns interessiert, wer welche Verantwortung wie und wofür und aus welchen Motiven übernommen hat. Esteban Piñeiro bietet Interpretationen an und lässt weitere Möglichkeiten offen. Da sind wir als Lesende selbst gefragt und gefordert. Das macht die Lektüre doppelt spannend. Sie fordert uns heraus.

Bei der Lektüre zeigt sich allerdings bald, dass auch einfache Handlungen meistens schwierig zu verstehen sind. Sie lassen



sich, egal wie Ziel gerichtet, nicht einfach kausal oder aus sich heraus erklären. Keine Handlung ist rein bürokratisch motiviert, keine beliebig oder ganz zufällig. Das teilweise befremdlich Bürokratische kommt aus dem ganzen Sozialwesen und auch mitten aus der Gesellschaft heraus. Und wir? Wir sind Teil davon, wir gehören dazu. Wenn wir die Aufzeichnungen und Reflexionen von Esteban Piñeiro so lesen, dann verändert sich etwas. Auch bei uns. Und dann ist auch eine Einordnung der Zukunft eher möglich.

Dies hoffentlich im Sinne einer kritischen Sozialen Arbeit, die widerständig konstruktiv ist. Aber was heisst das? Begriffe sind keine Wahrheiten. Sie dienen dazu, sich sozialen Realitäten anzunähern. Sie tun das allerdings nicht neutral und schon gar nicht selbst. Was Kritische Soziale Arbeit bedeutet, ist eine Frage der Haltung, der Definitionsmacht und der theoretisch fundierten Praxis.

Kritische Soziale Arbeit hilft, soziale Probleme zu lösen. Ihr Ruf misst sich daran, wie gut sie das tut. Eine wissenschaftlich begründete Soziale Arbeit reflektiert und qualifiziert die soziale Praxis. Dazu gehören ganz zentral auch methodische Zugänge. Ein Strang reicht nach Chicago zurück. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts verbündete sich dort die Soziale Arbeit wegweisend mit der Sozialforschung und mit sozialen Bewegungen. Kritisch ist die Soziale Arbeit nach meinem Verständnis, wenn sie, theoretisch fundiert, herrschaftskritisch agiert. Diese emanzipatorische Haltung hat Tradition. Sie manifestiert sich heute weniger ausgeprägt und unter neuen Vorzeichen.

Die Frage, wie sich Soziale Arbeit kritisch betreiben lässt, ist nach Franz Hochstrasser falsch gestellt. „Denn Soziale Arbeit ist aus sich heraus kritisch“, schreibt mir der frühere Rektor der „Hochschule für Soziale Arbeit beider Basel“. Sie ist nach seiner

Auffassung Arbeit auf der Schattenseite der bestehenden kapitalistischen Gesellschaft, also der Seite, welche sowohl die Individuen wie auch das ganze System gerne verdrängen. Die Wahrnehmung von Leid, Elend und Not beeinträchtigt das individuelle Wohlbefinden. Sie stellt auch die gesellschaftliche Legitimation in Frage. Soziale Arbeit befindet sich damit im Widerspruch. Kritisch ist sie nach Franz Hochstrasser, „indem sie an diesem Schatten, also am gesellschaftlichen Material arbeitet und die damit verbundenen Erfahrungen und Erkenntnisse veröffentlicht“.

Soziale Arbeit ist „nicht oberflächenhafte Symptomkurierung, sondern Ent-Deckung ist ihr Geschäft“, fährt Franz Hochstrasser fort, der Autor des Buches „Konsumismus und Soziale Arbeit“ (Haupt, Bern 1995). „Dabei widersetzt sich Soziale Arbeit methodisch-technologischen Verkürzungen, wie sie, den Bewegungen von Moden gleich, in Vielfalt auf den (Sozial-)Markt gelangen. Sie wehrt sich gegen die Ökonomisierung ihrer selbst, die nicht nur aus legitimen Ansprüchen an die Effektivität, sondern neoliberaler Individualisierungsstrategie entspringt. Und vor allem: Sie ist sich ihrer kritischen Anlage selber bewusst und transportiert dieses Bewusstsein offensiv, etwa mit dem Ansatz der Sozialen Arbeit als Menschenrechtsprofession, an die Öffentlichkeit.“

Silvia Staub-Bernasconi definiert die Soziale Arbeit in dem von Erwin Carigiet et al. herausgegebenen „Wörterbuch der Sozialpolitik“ (rpv, Zürich 2003) als Disziplin und (Menschenrechts-)Profession, die ein Spektrum von sozialen Problematiken, Handlungsfeldern und sozialen Systemen reflektiert. Als Handlungswissenschaft entwickelt die Soziale Arbeit wissenschaftsbasierte Arbeitsweisen und Verfahren zur Linderung und Lösung sozialer Probleme. Silvia Staub Bernasconi wehrt sich gegen die „Fast-Food-Variante der Sozialen Arbeit“ und bezieht

sich auf das doppelte Mandat der Sozialen Arbeit. Sie meint damit einerseits die persönliche Verpflichtung gegenüber den sozial Benachteiligten und andererseits die politische Verpflichtung gegenüber dem Gemeinwesen. In der Praxis laufen Organisationen Gefahr, gegeneinander ausgespielt zu werden; beispielsweise wenn Regierungen und Behörden individualisierte Ansätze als „bequemer“ und förderungswürdiger betrachten. Für Silvia Staub Bernasconi hat die Soziale Arbeit ein drittes Mandat. Dieses beinhaltet wissenschaftsbegründete Arbeitsweisen. Die Methoden orientieren sich an einem Berufskodex, der die Menschenrechte berücksichtigt. Dieses Verständnis reicht über die gängige Individuum bezogene Förderung der Sozialen Arbeit hinaus. Individuelle Probleme sind auch strukturell bedingt und im Kontext von Machtstrukturen zu analysieren.

Silvia Staub Bernasconi kritisiert, wie in der Sozialen Arbeit das Casemanagement zur hegemonialen Methode avanciert und Prämissen der neoklassischen Ökonomie dominieren. Der „Managerialismus“ macdonaldisiert die Soziale Arbeit. Die „Fast-food-Angebote“ steigern idealiter die kurzfristige Effizienz, vernachlässigen aber die ursächliche Ergründung sozialer Fragen. Auch Stefan Schnurr, Professor an der Hochschule für Soziale Arbeit der Fachhochschule Nordwestschweiz, moniert im Heft „neue praxis“ (3/2005), wie der Managerialismus das ökonomische Kosten/Nutzen-Kalkül strapaziert und so die Soziale Arbeit eher deprofessionalisiert.

Ja, die Soziale Arbeit professionalisiert sich heute oft in technokratischer Manier. Selbst die einst widerständige Gemeinwesenarbeit bürokratisiert sich. „Community workers“ engagierten sich anno 1968 dafür, gesellschaftliche Strukturen zu demokratisieren. Sie taten dies etwas eifrig, was dann als Vorwand diente, der Gemeinwesenarbeit die Flügel zu stutzen. Sie durfte

da und dort gerade noch Betonbauten etwas farbiger gestalten. Auch als Wissenschaft passten sich Teile der Sozialen Arbeit postmodern und systemkonform an, statt eigene Ansätze weiter zu kultivieren. Gut argumentiert, wer Luhmann zitiert! So lassen sich noch keine Zuschreibungen der Minderwertigkeit überwinden. Das gilt ebenso für imposante empirisch orientierte, computergestützte Nonsens-Korrelationen. Sie dienen der Unverbindlichkeit. Neo-positivistische Ansätze sind keine Alternative, um normativ überladene zu ersetzen. Die Soziale Arbeit tut gut daran, an ihre kritische Tradition anzuknüpfen und ihre sozialwissenschaftlichen Grundlagen theoretisch und methodisch zu fundieren.

Vor hundert Jahren kooperierte die Soziale Arbeit im rasant wachsenden Chicago mit den sich institutionell etablierenden Gesellschaftswissenschaften. Es galt, brisante Probleme zu bewältigen. So entstanden interdisziplinär angelegte (Forschungs-)Projekte, die sich mit dem sozialen Wandel, der Migration, der Stadtentwicklung und abweichendem Verhalten befassten. Die Diskurse verknüpften Theorie und Praxis, ebenso die quantitative und qualitative Sozialforschung. Originelle methodische Zugänge entstanden aus spezifischen Problemlagen. Saul Alinsky initiierte Bürgerrechtsbewegungen, setzte sich für die Slumbevölkerung und für mexikanische Migrantinnen und Migranten ein. Immer wieder inhaftiert, publizierte er 1946 (anstelle seiner Dissertation) das Buch „Anleitungen zum mächtig sein“. Das interpretative Paradigma gilt als forschungsleitendes Denkmodell der Chicagoer Schule. Es stützt sich auf den Symbolischen Interaktionismus und die Ethnomethodologie. Der Grundgedanke ist, dass Menschen nicht starr nach kulturell etablierten Rollen, Normen, Symbolen, Bedeutungen handeln (normatives Paradigma), sondern jede soziale Interaktion selbst als interpretativer Prozess aufzufassen ist. Dieses Verständnis kennzeichnet auch hermeneutische Zugänge, wie Philipp May-

ring in seiner „Einführung in die qualitative Sozialforschung“ (Beltz, Weinheim 1999) anschaulich ausführt. „B. kannte die Fakten, er hatte aber keine Ahnung von der Wirklichkeit.“ Das rein quantitative Denken ist brüchig geworden. Mayring kritisiert ein Denken, das sich den Menschen und Dingen primär nähert, indem es sie testet und vermisst, mit ihnen experimentiert und ihre statistische Repräsentanz überprüft, ohne den Gegenstand zu verstehen. Die standardisierten Instrumente lassen die „Versuchspersonen“ kaum zu Wort kommen. Sie versuchen Faktisches „wertfrei“ und „objektiv“ in Variablen zu fassen und kausal zu eruieren. Annahmen werden, naturwissenschaftlich orientiert, deduktiv aus Theorien abgeleitet und „überprüft“ bzw. falsifiziert. Die dominante quantitative Methodologie läuft dabei Gefahr, herrschaftliches Wissen zu reproduzieren.

Nun, alles, was Menschen hervorbringen, ist mit individuellen (Be-)Deutungen verbunden. Gelingt es indes, dem subjektiv gemeinten Sinn auf die Spur zu kommen, öffnen sich Welten. Die qualitative Sozialforschung verdankt wichtige Impulse der Chicagoer Schule, die Lebensverläufe interdisziplinär erforschte. Die biographischen Ansätze kultivieren das kommunikative Verstehen zwischen Forschenden und Beforschten. Narrative Interviews und der Einbezug vielfältiger Dokumente fördern den selbstreflexiven Lernprozess aller Beteiligten. Qualitative Ansätze erhellen die Subjekte in ihrer alltäglichen Umgebung. Bei der Sicht von Betroffenen interessiert das gesellschaftliche Umfeld. Interpretation basiert darauf, dass vorurteilsfreie Forschung nie ganz möglich ist. Kritische Gesellschaftstheorie verlangt Transparenz über das eigene (Vor-)Verständnis. Sie bezieht gesellschaftliche Kontexte dialektisch ein und reflektiert die Dynamik sozialer Praxis.

Der wirtschaftliche Aufschwung trug nach dem Zweiten Weltkrieg dazu bei, mathematisch-statistische Verfahren der empirischen Sozialforschung zu favorisieren. Davon zeugt das Primat des standardisierten Fragebogens und der repräsentativen Stichprobe. Die Welt lässt sich aber nicht vom Schreibtisch aus analysieren. Hermeneutische Ansätze eignen sich, Motivationen und Biographiebrüche zu ergründen. Dabei ist die sinnliche Wahrnehmung zentral. Persönliche Gespräche und präzise Beobachtungen helfen, Probleme zu explorieren. Vertiefende Interviews sind dabei sorgfältig zu reinterpretieren und kommunikativ zu validieren. Zur praxisorientierten Sozialforschung gehören im weiteren Sinne auch Methoden der Sozialrecherche. Günter Wallraff hat mit seinen Industriereportagen viel erhellt. Damit plädiere ich für keine Freistil-Intuition. Ich will auch keinem beliebigen Methodenpluralismus das Wort reden. Vielmehr gilt es, qualitative und quantitative Ansätze miteinander zu verknüpfen. Und die basisnahe Soziale Arbeit verfügt über besondere „Standortvorteile“, wenn es darum geht, das wahrzunehmen, was sich hinter Zahlen verbirgt. Der Bildschirm und die Datenbank sind kein Ersatz für das Gespräch.

Quantitative und qualitative Vorgehen haben, wie Pierre Bourdieu im „Elend der Welt“ (UVK, Konstanz 1997) festhält, eine Gemeinsamkeit. Beide vollziehen sich im Rahmen gesellschaftlicher Strukturen. Bourdieu wendet sich gegen die traditionelle Diltheysche Unterscheidung von Verstehen und Erklären. Beide Zugänge bilden eine Einheit. Die Prozesse der sozialen Differenzierung führen zu komplexen Strukturen. Sie prägen das berufliche Handeln und erfordern eine wissenschaftliche Fundierung. Externe Faktoren beeinflussen die Denk- und Handlungsmuster bzw. den Habitus eines Menschen. Damit sind die sozialen Strukturen der Subjektivität gemeint. Der Lebensstil folgt - mit feinen Unterschieden - dem sozialen Rang. Bourdieu



orientiert sich an der Marx'schen Tradition, nach welcher das Sein auch das Bewusstsein bestimmt. Der positivistische Traum von der perfekten epistemologischen Unschuld ignoriert nach seinem Verständnis die Tatsache, dass der wesentliche Unterschied nicht zwischen einer Wissenschaft, die eine Konstruktion vollzieht, und einer, die das nicht tut, besteht, sondern zwischen einer, die es tut, ohne es zu wissen, und einer, die darum weiss und sich deshalb bemüht, ihre unvermeidbaren Konstruktionsakte und die Effekte, die diese ebenso unvermeidbar hervorbringen, möglichst umfassend zu kennen und zu kontrollieren.

In wichtigen Arbeitsfeldern der Sozialen Arbeit verlagert sich der Fokus von der gesellschaftlichen Dynamik zur individuellen. Die ältere Konfliktforschung betonte beispielsweise strukturelle Ursachen der Gewalt. Neuere Ansätze konzentrieren sich mehr darauf, Konfliktodynamiken zu dekonstruieren. Sie verabschieden frühere Konzepte der Verteilungsgerechtigkeit und vertreten einen radikalen Konstruktivismus, der das Relative stark betont. Die Kritik der Kritischen Theorie will „normativ aufgeladene“ Begriffe „von emanzipatorischen Inhalten befreien“. Sie interessiert sich mehr für die situative Dynamik der Gewalt, denn für Ursachen, wie aus dem von Egbert Jahn et al. herausgegebenen Band „Die Zukunft des Friedens“ (Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2005) hervor geht. Damit gerät auch das soziale Engagement aus dem Blick, das laut Bourdieu kein Widerspruch zum wissenschaftlichen Arbeiten und zur „reflexartigen Reflexivität“ zu sein braucht. Das Besondere eines Standpunktes besteht darin, ein Standpunkt in Bezug auf einen andern Standpunkt zu sein. Er erlaubt den Forschenden, den eigenen Standpunkt im Forschungsfeld kritisch zu betrachten.

Ein Diskurswandel ist auch bei der sozialen Ungleichheit feststellbar. Es geht dabei um die Verteilung von Wohlstand, Ansehen und Macht. Was einst als Grundwiderspruch zwischen gesellschaftlicher Produktion und privater Aneignung diskutiert wurde, wird heute im sozialen Mainstream nur noch selten thematisiert. Der Blick verlagert sich von der vertikalen Ebene (oben und unten) zur horizontalen. Modelle sozialer Milieus betonen die Lebensauffassung, den Lebensstil und die Wertorientierung. Die Lagen- und Milieuanalysen weisen auf wichtige soziale Differenzierungen hin. Sie vernachlässigen aber die gesellschaftlichen Gegensätze, an der sich eine Kritische Soziale Arbeit orientiert, die widerständig konstruktiv und auch selbst-reflexiv ist. Das vorliegende Buch von Esteban Piñeiro leistet einen wertvollen Beitrag dazu.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Ueli Mäder ist Professor für Soziologie an der Universität Basel und der Hochschule für Soziale Arbeit.